

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Befreiten [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

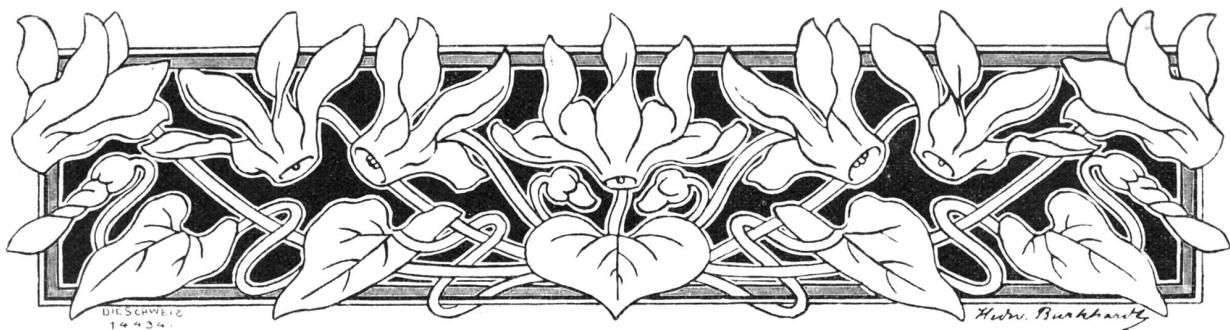
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III.

Man der Ecke der Koch- und Friedrichsstraße war ein Droschkengaul zu Fall gekommen, und Mila stand eine Weile festgekeilt im Menschenknäuel, der sich rasch gebildet hatte, ehe es ihr gelang, die Straße zu überschreiten. Den Schirm hatte sie schon vorher schließen müssen, und dichtropfiger Regen schlug ihr ins Gesicht, als sie an der Litschhäuse vor Schillings Konditorei einen Augenblick Halt machte, um verstohlen das Kleid zu ordnen.

Dann stieg sie die Stufen empor und betrat die Konditorei, ging an dem Verkaufstisch vorüber und ins zweite Zimmer, wo sie eine leere Ecke fand.

Es war stille Zeit, die Kaffeestunde vorüber; nur eine stattliche Offiziersdame mit einem Kadetten saß auf der andern Seite, und Mila belustigte sich insgeheim, als drüben gemeldet wurde, die letzten Pfannkuchen seien gegessen; denn die Miene des jungen Kriegers wurde darob zur Maske der Verzweiflung. Apfelkuchen mit Schlagsahne schien ihn indes zu trösten.

Mila begnügte sich mit einer Tasse Tee. Es war still in den kleinen altmodischen Räumen; die Zeitung in der Hand eines für Mila unsichtbaren Gastes, der im dritten Zimmer saß, rasselte zuweilen. Am Zahltisch stand der Konditor und addierte die Merkzettel.

Eine jener mutlosen Stimmungen, denen sie zuweilen unterlag, wenn sie am dritten Orie war und die Hände in den Schoß legen mußte, überkam das Mädchen, und unwillkürlich drückte sie sich tiefer in die Ecke des alten Sammthofs. Ihr Gesicht verschwamm im Schatten.

„Nun wollen wir Elschen noch etwas mitnehmen, Friß; die arme Maus muß doch auch ein Häppchen haben!“

Die lautgesprochenen Worte hatten Mila aufgeschreckt aus unklaren Gedanken. Und die aufgestörten Sinne klammerten sich an das mit besonderem Ausdruck betonte „arme Maus“. blitzschnell gliederte sich eine Erinnerungskette, und nun klang das Kosewort „Mäuschen“

in ihrem Innern von anderer Stimme, in einem weichern, singenden Tonfall gesprochen. „Mäuschen“ hatte Mama zu ihr gesagt, wenn sie ihr zärtlich entgegenkam.

Der Unfall, dessen Zeuge sie gewesen war — sie hatte den Kutscher kopfüber vom Bock schießen sehen, und sein weißlackierter Hut war weit über den Asphalt gerollt unter den Charlottenburger Straßenbahnwagen, der ihn zerdrückte — war wohl mit von Einfluß auf ihre düstere Stimmung. Ihr Atem begann gepreßt zu gehen; unwillkürlich beschattete sie die Augen mit der Hand, und nun erlebte sie mit entsetzlicher Deutlichkeit in der Erinnerung noch einmal den Tod ihrer Eltern.

Die Rheinluft wehte um sie her, und sie saß in ihrem Zimmerchen, hoch oben im vierten Stock des schmalbrüstigen Hauses, das kaum zwei Gelasse auf einem Boden hatte. Wenn sie sich zum Fenster hinausbeugte, konnte sie am Ende der Straße den Strom erblicken, ein brückenbreites Stück nur, grün schillernd oder goldbraun, wie der Himmel es wollte. Sie hörte deutlich die Kuschkümpchen im alten Kamin herunterbröckeln, wie einst, wenn sie mit heißgelesenen Augen im Bett lag. Unter ihr schließen die Eltern.

Wenn Papa todmüde von der Inspektionstour nach Hause kam, klopfte er wohl nur an die Decke, und sie klopfte wieder, indem sie sich so weit über den Bettrand neigte, daß ihr dicker brauner Kopf mit weichem Aufschlag die Diele streifte. Das war der Gutenachtgruß.

Es war bitter kalt. Der Rhein gestaut weit oben bei St. Goar. Über der Ufergasse singt sich der Nordostwind mit pfeifendem Laut in den Telegraphendrähten.

Die Mutter saß im spitzenwinkligen Erker und nähte an einem Karnevalkleidchen für Milchen. Es gab jedesmal einen Knack, wenn sie die Nadel durch den Stoff stach. Die altmodische Hängelampe warf ihren Schein kaum bis auf die fleißigen Finger; aber Frau

Kiesgen konnte auf keinem andern Platz nähen, wie sie behauptete.

„Wie ist das denn, Kind, hast du eigentlich noch Lust an der Musikschule? Du gefällst mir nicht,“ fragte sie, und Milchen, die am Klavier saß, die Hände im Schoss, ohne eine Taste zu berühren, antwortete: „Ach Lust, das weiß ich wirklich nicht. Aber was soll ich denn sonst?“

„Siehst du, dat mein' ich ja. So lang man nicht soll und tun muß, fehlt einem wat. Nun spiel mir eins, Milchen, ein bische was Feines, so auf den Karneval hin!“

Und sie hatte das einzige Stück gespielt, das sie auswendig beherrschte, den Hochzeitsmarsch zum „Sommernachtstraum“. Es war ihr dabei eigentlich weich geworden ums Herz. Trotzdem hatte sie deutlich gehört, wie unten die schwere Haustür ging. Das Quietschen des Gewichtsseiles drang durch das ganze Haus.

„Spiel nur weiter, es ist Herr Mewes!“ sagte die Mutter, und sie spielte weiter. Aber ihr geschärftes Ohr hatte gehört, daß der Ankömmling auf der Treppe Halt mache, einen Augenblick lauschte, dann im zweiten Stock die Tür öffnete und schloß und kurz darauf wieder öffnete und nun heraufkam.

„Mutter, Herr Mewes!“ hatte sie leise gerufen, dann weiter gespielt mit stärkerem Klang und in beschleunigtem Tempo.

„Sind die Zimmer nicht in Ordnung?“

Mit diesen Worten war die Mutter unruhig aufgestanden.

„Doch, natürlich, er kommt . . .“

Da hatte er schon angeläutet, die Mutter unwillkürlich „Herein!“ gerufen, und sie war darüber mit dem



Russischer Windhund. Nach Zeichnung von Ad. Schmid-Rölli, Winterthur.

Mittelfinger auf gis statt auf fis geraten, was in den Hochzeitsmarsch einen ärgerlichen Mizklang brachte.

Der falsche Akkord tönte mit unheimlich wirkender Resonanz in ihr nach.

Und Mutter, die schnell den blauen Atlas hinter sich geschoben hatte, war so befangen gewesen, als Heinrich sie um eine frische Kerze bat und dabei beharrlich nach dem Maskentuch schielte, den sie seinen Blicken nicht preisgeben wollte! Da hatte er endlich lustig aufgelacht.

„Meine Lampe brennt noch einen Tag und 'ne Nacht. Ich weiß jetzt, was ich wissen wollte, und jetzt geh' ich mit Ihnen und Fräulein Mila auf den Rosenmontagsball, gelt, Frau Inspektor?“

Da hatten sie alle drei lachen müssen.

Dann war Mewes wieder gegangen, sie hatte die Tür hinter ihm geschlossen; doch als sie sich wieder ans Klavier setzen wollte, wehrte ihr die Mutter.

„Läßt es gut sein, Kind; du weißt, Herr Mewes hat noch besonders gefragt, ob es still sei, kein Klaviergeklimer über seinem Kopf, als er bei uns gemietet hat. Und dann, es ist schon spät. Und auch schon ganz kalt im Zimmer. Geh' schlafen, ich leg' mich auch unter die Deck', bis Vater heimkommt.“

Als Mila der Mutter Gutenacht sagte, entspann sich wieder der alte Kampf.

„Ich geh' noch mit dir 'rauf.“

„Nein, nein, du sollst die ekligen Treppen nicht so viel steigen, mit deinem schwachen Herzen, das hat dir doch Dr. Waldorf so streng abbefohlen. Und ich muß mich ja doch nachher einschließen.“

„Also gute Nacht, Mutter!“

„Dann deck' dich gut zu, hörest du, Milchen!“

Das waren die letzten, die allerletzten Worte gewesen. Auf der Treppe war ihr ein „Gute Nacht!“ nachgeflüstert worden, das geisterhaft aus dem dunkeln, winkligen Stiegenhaus heraufklang, und sie hatte geantwortet, noch leiser, zaghaft, ungewiß, ob Heinrich es wirklich vernahm.

In ihrem Zimmerchen war es bitterkalt; aber sie öffnete trotzdem noch einmal das Fenster und sah hinaus. Es war eine helle, weiße Nacht; die Drähte, die dicht über ihrem Kopf vom Dach des Hauses nach dem Mast auf dem Giebel des Hotels „Zur Traube“ hinüberliefen, glitzerten. Der Wind hatte sich gelegt. Neben dem Rhein aber stand eine silberweiße, unbewegliche Nebelschicht, nicht höher als ihr Fenster, sodaß sie darüber hinweg die Höhen des andern Ufers und die Lichter im Fort sehen konnte. Auf der Flut aber lag's mauernd. Weder der Zug des Stromes, noch das Geräusch der drüben im Talbahnhof rängierenden Güterzüge drangen zu ihr.

Dann war sie zu Bett gegangen. Sie hatte an diesem Abend nicht lesen können und das Licht gelöscht. Aber ein blässer Schein erfüllte ihr Zimmer, und sie wollte warten, bis Vater ihr klopfte. Über dem Warten schlief sie ein.

Unwillkürlich zuckte ihre Hand, und das Teelöffelchen klirrte gegen die Tasse. Aber das Geräusch zerriss ihre quälenden Erinnerungen nicht. Ihr Herz hatte angefangen heftig zu pochen, als fände sie wieder wie damals aufrecht im Bett, verwirrt, aus tiefem Schlaf geschreckt durch ein Rufen und Klopfen an der Tür, eine verhaltene Unruhe, die durchs ganze Haus lief.

Der Mond zeichnete eine schmale weiße Bahn durch das Zimmer, es war noch Nacht.

„Joseph-Maria, Milche, Milche!“

Das war die Stimme der alten Frau Diez, der Hausbesitzerin, die im ersten Stock wohnte.

Und da saß ihr auf einmal alles Blut am Herzen, daß sie kaum mehr atmen konnte. Stiche wie mit glühenden Nadeln bohrten sich ihr in die linke Brust. Wie sie die notwendigsten Kleidungsstücke um sich geworfen, die Tür geöffnet, sich hinuntergetastet hatte, das war nie über die Schwelle ihres Bewußtseins gekommen.

Aber einen Geruch nach Maschinenöl, Tabak und Ruß atmete sie heute noch in der Erinnerung und dann einen scharfen bekannten Arzneiduft, der über die übeln Dünste Herr wurde und im Schlafzimmer allein herrschte.

„Mutter!“

Dr. Waldorf hatte sie gehalten und ihr leise zugesprochen.

„Nicht schwer machen, ruhig, ruhig! Nehmen Sie ihre Hand . . . Sie will schlafen.“

Da war ihr der Schrei in der Kehle erstickt, das feine blaße Gesicht in den Kissen hatte so seltsame Schatten um die Flügel der plötzlich ganz schmal gewordenen Nase, es war, als schmolze alles Körperliche hin, bis nur noch ein gelbliches, zartes Gesichtchen zu sehen war, mit einem rührend kindlichen Zug um den schmerzlich geöffneten Mund. Und die Hand, die sie gefasst hielt, war keine Hand mehr, es war ein wäschernes Abbild einer Hand, mit einer Menge schwarzer Punkte am Nähfinger, kalt und unempfindlich für die Lippen, die sich verzweifelt auf sie preßten.

Als Mila wieder aufgeschaut hatte, war alles vorbei, der letzte Hauch erloschen.

„Mä, so 'en Unglück!“

Die heißere, verschuppte Stimme, die diese Worte in rauhem Bass sprach, hatte Mila aus ihrem Schmerz aufgeschreckt. Sie klang so fremd, so störend in dieser Totenstille, und zugleich wurde der Tabak- und Rußgeruch, eine feuchte widerwärtige Lust, wieder über den

Kampfer- und Etherduft Herr, und mit ihr schossen Gedanken und Fragen aus Milas brennendem Hirn.

Waldorf half ihr auf die Füße, als sie emporstrebte; wie im Traum, mit gefühllosen weichen Sohlen tat sie die paar Schritte, und dann stand sie im Wohnzimmer vor einem Mann in Uniform, einem breitbrüstigen, rotbärtigen Menschen, der verlegen schluckte und nicht wußte, wo er die Dienstmütze lassen sollte, die er in den ruhigen Fingern drehte.

„Fräulein, et is, n' ja . . .“

Er stotterte, brach ab und blickte den alten Arzt hilflos an. Da hatte dieser ihre Hände fester gefasst, sie durch die Brille mit einem suggestiv bezaubernden Blick angesehen und sie mit seiner weichen, eindringlichen Stimme gleichsam gestreichelt.

„Ihre liebe Mutter war schon lange nicht mehr vor ihrem Herzen sicher. Nicht wahr, das wußten Sie ja, Emilie? Sie wußten, daß sie einmal so hinübergehen würde?“

Krämpfhaft — o sie wußte es, als stände er vor ihr, als würde der blühende, im aufgedrehten Licht reflektierende Spiegel an der Wand gegenüber ihr das Bild des Arztes zu — krampfhaft hatte sie genickt und ihm starr in die Augen gesehen.

„Und da ist nun der Schreck gekommen. Daß Vater ein Malheur gehabt hat. . . .“

„Ba — ter, Vater! Ein . . . Wo ist Vater?“

„Er ist noch nicht da, Sie können ihn später besuchen. Der Zug ist auf eine rangierende Maschine gelaufen . . .“

„Vater, was ist mit Papa!“ hatte sie schreien wollen; aber der Schrei kam als tonloses Schluchzen über ihre Lippen.

„Ein Unfall! Mut, Milchen! Die Mutter hat's nicht fassen können mit dem unbichten Herzen. Kommen Sie, Kind! So, nur ruhig, so, da, Frau Diez, nehmen Sie sie ein bischen in den Arm, na, nur fest in den Arm, so! Und die Hand, die will ich 'mal noch festhalten.“

Und sie hatte sich auf dem Sopha gefunden, an der Schulter der schweratmenden Frau Diez, die ihr immerzu zuredete. Dr. Waldorf saß geduldig, ohne ein Wort zu sprechen, vor ihnen und hielt ihre Hand. Der Eisenbahnbahnbeamte war gegangen.

So waren Stunden, die ganze Nacht verflossen, in der sie Vater und Mutter verloren hatte.

Der Vater war schmerzlos zum Tode gekommen. Er schlief im Coupé, der einzige Fahrgäst im ersten Abteil des Wagens zweiter Klasse, der dicht hinter der Lokomotive eingestellt war. Kurz vor der Einfahrt in den Talbahnhof war der Nachtzug im Nebel auf einen manövrierenden Güterzug gestoßen, der Maschinist schwer-

verwundet, der einsame Beamte, der todmüde von der Inspektionsreise zurückkehrte, erdrückt worden.

„Sie gestatten, meine Gnädige!“

Die Träumerin fuhr auf. Ihr erschrechter Blick sagte ihr, daß die Konditorei von Gästen summte wie ein Bienenstock, und neben ihr stand ein unternehmender Herr, der um die Erlaubnis bat, den Platz auf dem Sophia mit ihr teilen zu dürfen.

Da las sie mit unsichern Fingern ihren Zettel vom Tablett, ging an die Kasse, bezahlte und wandte sich dem Ausgang zu. In dem Augenblick, da sie die Tür öffnete, trat Frau Horn ein.

„Endlich, Tante, ich wollte gerade gehen.“

„Ja, ich bin ein bischen spät heute; aber nun komm nur, ich kriege ja doch kaum noch Platz.“

Sie gingen die Friedrichstraße hinunter. Es hatte aufgehört zu regnen; aber ein klebriger, seifiger Nebenzug haftete auf den Steinen und am Asphalt und machte das Gehen beschwerlich. Die Lichter brannten; an der Zimmerstraße flammten blutrote Fackeln, und der Geruch kochenden Teers kam die Straße herab. Als sie an den Leerkesseln und den Arbeitern, die hier den Bodenbelag ausbesserten, vorüberschritten, überließ Mila ein Schauder. Der Geruch erinnerte sie an jene traurige Nacht; es war ein verwandter Duft, der damals in ihre Stube gedrungen war.

Da tat ihr Herz plötzlich einen schweren, dumpfen Schlag. Im entgegenstrebenden Menschen Schwarm war ein Gesicht aufgetaucht, das sie mit bekannten Augen angeblickt hatte und dann wieder mit dem Strom ver-

schwand. Aber als sie sich unwillkürlich danach umsah, kamen ihr die Haltung und die Kopfbewegung des Herrn doch wieder fremd vor, und sie atmete auf. Sie hatte dieses Angstgefühl in der ersten Zeit, als sie nach Berlin gekommen war, oft und stark empfunden, war an jeder Straßenecke erschreckt zusammengefahren, bis sie sich allmählich daran gewöhnt hatte, in dem Menschenwimmel der Millionenstadt Gesichter und Gestalten auftauchen zu sehen, die Ähnlichkeit mit Leuten aufwiesen, die sie früher gekannt hatte. Sie war ruhiger, stäter geworden, hatte freier, unabhängiger denken gelernt; aber immer noch gab es schwache Stunden, in denen sie glaubte eine Fessel klirren zu hören und zugleich den Stachel einer Demütigung in ihrer Brust spürte, den sie nicht weggleben konnte.

„So, nun lotse mich mal glücklich hinüber!“ sprach Frau Horn scherzend und schob die Hand unter Milas Arm.

Sie waren an der Leipziger Straße angelangt und standen mit vielen andern am Rand des Trottoirs festgeklemmt, auf freien Uebergang wartend.

Endlich hob der Schutzmann den Arm und stoppte den Wagenverkehr, der durch die Geschäftsader pulsierte. Mila überschritt schnell die Straßenbreite. Als sie drüben anlangten, erschien dicht vor ihnen im grellen Licht der Bogenlampen wieder ein Gesicht mit runden festen Wangen und einem kleinen blonden Schnurrbart, ein Grübchen im Kinn. Die Augen waren von der Hutkrempe beschattet, und das Mädchen zuckte zusammen.

Hastig bog sie ab und ging schräg über die Straße auf das andere Trottoir, wo der Menschenstrom nicht so eilig und voll brauste wie auf der linken Seite.

Fest hatte sie den Arm der alten Frau unter den ihren geklemmt, und zielbewußt mit der nachtwandlerischen Sicherheit des Großstadters nahm sie den Weg zwischen den Omnibussen, Droschen und Herrschaftswagen hindurch, im letzten Augenblick die Begleiterin mit einem Ruck vor den Rädern des Kreuzberg-Omnibusses wegreißend, der schwankend, vollgepfropft mit Fahrgästen und kaum noch lenksam, ein mechanisch bewegtes Ungeheuer im Trott der müden Gäule dahinrollte.

„Aber, Kind, was machst du für Sachen!“

Frau Horn atmete hastig wie nach glücklich überstandener Gefahr.

„Verzeih, Tante, es ist, es war Wahnsinn!“

Mila starre mit zusammengezogenen Brauen geradeaus und schritt rascher.

„Na, nun übertreibst du wieder; aber unvorsichtig war's! Wir sind doch sonst immer bis zur Französischen Straße links auf dem Trottoir gegangen.“

„Das mein' ich nicht, Tante; das andere, das war Wahnsinn. Dumme Gedanken!“ Es kam abgehackt über ihre Lippen.

(Fortsetzung folgt).



Walliser Maultier.
Nach Zeichnung von Ad. Schmid-Rössli, Winterthur.